

EUROPAEUM.

OST-WEST-ZENTRUM
DER UNIVERSITÄT REGENSBURG



Heimat?

REGENSBURG EUROPÄISCH



Heimat?

REGENSBURG EUROPÄISCH

Regensburg

Das Europaeum ist das Ost-West-Zentrum der Universität Regensburg. Es wurde im November 2000 gegründet und hat die Aufgabe, als zentrale Einrichtung den fächerübergreifenden Dialog zwischen dem östlichen und westlichen Europa in den Bereichen Forschung und Lehre anzuregen und zu fördern. Bereits in ihrem Gründungsauftrag wird der Universität Regensburg die Rolle als Brücke zwischen dem östlichen und westlichen Europa zugeschrieben. Das Europaeum setzt dieses Selbstverständnis um.

Großen Wert legt das Europaeum auch auf den Kontakt und die Kooperation mit Partnern außerhalb der Universität, um den europäischen Ost-West-Dialog auf möglichst breiter Basis voranzubringen.

Darum verschicken wir unsere Jahresgabe nicht nur innerhalb der Universität, sondern auch an Personen, die wir zu den Freunden und Förderern des Europaeum zählen und von denen wir vermuten, dass sie Interesse an wenig bekannten Themen mit Bezug zu Regensburg und seiner Region im Spannungsfeld von Ost und West haben.

Liebe Freunde und Förderer des *Europaeum*,

nicht nur in Regensburg bilden Russischsprachige eine der größten Gruppen von Migranten. Sie sind vor Jahren und Jahrzehnten aus der Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten emigriert. In der Regel leben sie schon lange in Deutschland ohne viel Aufhebens von sich zu machen. Wir begegnen ihnen überall, sie leben mit uns. Doch wie gut kennen wir sie? Sind diese Menschen hier zu Hause? Wie fühlen sie sich in Deutschland, in Bayern? Kennen wir ihre Lebensgeschichten? Immerhin handelt es sich in Deutschland um mehr als vier Millionen Menschen.

Das Europaeum will mit dieser Jahresgabe einige dieser Menschen und einige ihrer Geschichten vorstellen. Wir haben Mitbürgerinnen und Mitbürger unterschiedlichen Alters und Geschlechts gebeten, uns in ihrer, ihnen vertrauten

russischen Sprache ihre ganz persönliche Geschichte zu erzählen. Václav Havel, der in diesem Jahr 80 Jahre alt geworden wäre, hat in einer Rede von 2001 zu bedenken gegeben: „Wenn man niemandem erzählen kann, was man erlebt hat, so kommt man sich vor, als habe man umsonst gelebt“.

Damit diese Menschen im vertrauten Gespräch einfach erzählen konnten, haben wir die Bachelor-Absolventin der Regensburger Slavistik Evgeniya Maevski gebeten, Gespräche über das Leben dort, die Ausreise von dort und das Leben hier so zu führen, dass die Gesprächspartner die Themen bestimmen können. Keinerlei Fragen sollten sie in eine vielleicht gar nicht gewünschte Erzählrichtung lenken. Uns ging es darum, dass die Gesprächspartner die ihnen ganz persönlich wichti-

gen Themen ansprechen. Wenn sich manches wiederholt, dann sind gerade diese Themen offensichtlich vielen wichtig. Natürlich sind diese Aussagen aber nicht repräsentativ.

Evgeniya Maeviski ist selbst aus Russland (Moskau) emigriert und konnte auch durch ihr gleiches Schicksal die für ein so persönliches Gespräch vertraute Nähe herstellen. Die vertrauliche Gesprächssituation der heimischen Wohnung oder eines Cafés war dabei ebenso wichtig wie die Verwendung der russischen Sprache, meinen doch viele von den Gesprächspartnern, nur in dieser Sprache ihre Gefühle ausdrücken zu können. „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“ (Wilhelm von Humboldt). Die Sprache verbindet sie ebenso mit dem Land ihrer Ausreise, das fast alle noch ihre „Heimat“ nennen, wie verschiedene Gegenstände, die sie bei der Übersiedlung mitgebracht haben: Tassen aus Sankt Petersburg, eine kleine Ikone u.a. haben einen unschätzbaren Wert für jede Einzelne und jeden Einzelnen. Wir haben sie deshalb auch

abgebildet. Wir knüpfen damit an Ausstellungen des Europaeum aus früheren Jahren an, etwa an „ich & ich“ oder an „Heimat im Koffer“.

Über fast allen Erzählungen liegt ein leichter Schleier der Melancholie. Das könnte daher rühren, dass viele mit ihrer Wahl einerseits sehr zufrieden sind, sich aber andererseits in Deutschland nicht zu Hause fühlen. Manche haben sich in ihren Augen mit der Emigration für die Kinder „geopfert“. Vieles bereitet ihnen hier Schwierigkeiten, die Bürokratie, die vielen Gesetze, die anderen Umgangsformen zwischen Männern und Frauen. Vor allem aber haben sie Angst vor der zuletzt hohen Zahl an Flüchtlingen in Deutschland. Ängste wie diese lassen aufhören. Woher kommen sie? Viele leben in Deutschland nicht da, wo sie eigentlich gerne leben würden. Aber wo ist das?

Für viele bleibt Russland, bleibt die Ukraine der Sehnsuchtsraum. Sie fragen sich, warum sie denn nicht dort, oder hier *und* dort leben können. Doch zurückkeh-

ren will niemand. Sie schauen russisches Fernsehen (schon wegen der ihnen näheren Sprache), feiern Ostern erst deutsch, dann russisch, kochen hier russisch oder ukrainisch, haben ihre Freunde von dort. Viele meinen, irgendwo dazwischen zu leben. Deutschland ist (noch) nicht ihre Heimat, bei aller Dankbarkeit für das „leichte Leben“ hier. Sicher gibt es andere Migranten, die das anders sehen als „unsere“.

Wir danken Evgeniya Maeviski herzlich dafür, dass sie mit Texten und Bildern so engagiert als lebende Brücke zu „unseren Emigranten“ gewirkt hat. Freilich berichtet sie auch selbst als Betroffene von ihren Gesprächen. Den beiden Übersetzern Charlotte Kromer und Cornelius Bäuml gebührt ebenfalls herzlicher Dank.

Zum einen wäre es sicher aufschlussreich, weitere aus der ehemaligen Sowjetunion und aus Russland emigrierte Menschen ihre Geschichten erzählen zu lassen. Ihnen wird damit ein allgemeineres Interesse an ihren Lebensgeschichten

vermittelt. Auch spezifisch russische Formen der Wahrnehmung werden damit leichter verständlich. Die hier wiedergegebenen Erzählungen sind nur der Anfang auf einem längeren Weg, der uns auch dabei hilft Spätaussiedler in Deutschland besser zu verstehen. Unseres Wissens gibt es solche frei erzählten Geschichten nicht, können wir sie nicht nachlesen. Es würden wohl alle gewinnen, wenn dies künftig in größerem Umfang möglich würde. Wir haben bewusst darauf verzichtet, die Geschichten zu kommentieren. Die hier abgedruckten Erzählungen stehen einfach für sich. Das Ende bleibt also in dieser Jahresgabe bewusst offen – offen auch für hoffentlich viele weitere Geschichten. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre,

Ihr
Walter Koschmal

Ich bin 2004 mit meiner Familie nach Deutschland gekommen. Ich war vierzehn Jahre alt und ein Einzelkind. Die Unterlagen haben wir drei Jahre vor der Ausreise eingereicht.

Wir mussten nach Kiew, um einen Test abzulegen. Meine Eltern hatten sich dazu entschlossen, überzusiedeln; wir sind *Spät-aussiedler* [im Original deutsch]. Der Vater meines Vaters war Deutscher und meine Mutter ist Ukrainerin. Wir wohnen an der Grenze. Von dort sind sehr viele Leute wie wir hierhergefahren und haben deutsche Papiere erhalten. Verwandte aus der Familie

meines Vaters lebten zu diesem Zeitpunkt schon sehr lange in Deutschland und schlugen uns vor, auch auszuwandern. Obwohl es uns dort gut gefallen hat, bot uns das Land keine Zukunft. Meine Eltern haben immer gesagt, dass sie nur meinetwegen nach Deutschland gehen. In der Ukraine hatte mein Vater eine gute Stelle, meine Mutter arbeitete in einer Bäckerei.

Angelina, 26 Jahre

**2004
aus der Westukraine
(Karpaten)**

Wir sind mit einem Reisebus gekommen. Die Menge an Gepäck war begrenzt. Daher haben wir nur das allerwichtigste mitgenommen: Kleidung, Geld, Schmuck. Später sind wir immer wieder nach Hause gefahren



Doppelkaraffe mit Birnen- und Kirschwodka

und haben alles geholt, was uns an die Heimat erinnert; traditionelle Souvenirs, Porzellanfiguren von Huzulen. Jedes Jahr bringen wir Speck, Wodka und Geschirr mit traditionellem Dekor aus der Ukraine mit, und wir haben einen *rušnik* (besticktes Handtuch), eine Stickarbeit als Andenken, verschiedene Figurinen fürs Haus, Blumentöpfe – alles, was ins Auto hineinpasst. Ikonen aber dürfen wir nicht ausführen.

Nach der Umsiedlung mussten wir ein Jahr lang an Wiedereingliederungsmaßnahmen teilnehmen. Man bot uns *Sprachkurse* an. Wir haben in einem *Heim* gewohnt, in dem nur Russen, Ukrainer und Menschen aus Kasachstan lebten. Da war es lustig wie im Studentenwohnheim. Wir haben zu dritt in einem Zimmer gewohnt und uns Badezimmer und Küche geteilt. Ein Jahr später haben wir unsere Ausweise und eine Wohnung bekommen. Meine Eltern mussten sich noch ein Jahr auf der *Berufsschule* weiterbilden. Vater fing als Elektriker an, Mutter arbeitet bis heute im Wareneingang. Es hat uns sehr

gewundert, wie gastfreundlich man uns aufgenommen hat und uns bei allem geholfen wurde. Vielleicht, weil wir so wenige waren. Die Leute auf der Straße haben uns nie schief angesehen.

In der ersten Zeit war es hier sehr hart, meine Eltern haben sogar daran gedacht, zurückzukehren; es war schwierig, sich an dieses Leben, die Sprache und diese Leute zu gewöhnen. Es gab eine Zeit nach der Ausreise, da haben wir alle geweint. Das war am ersten Tag nach der Unterbringung im Wohnheim, als man uns ein Zimmer für drei Personen gegeben hat. Mein Vater trinkt so gut wie nicht, aber damals haben Mutter und ich ihm eine Flasche Wodka gebracht, und er hat schweigend zu trinken begonnen; er sagt, er hätte sonst den Verstand verloren. Das war beängstigend.

Alle diese *Termine* hier, alles läuft ganz exakt ab, und wenn man irgendwohin möchte, muss man sich zuvor *anmelden*. Diese Bürokratie ist einfach schrecklich. So etwas gibt es bei uns nicht.

Später haben wir uns daran gewöhnt, und wenn man die heutige Situation in unserem Land (der Ukraine) sieht, dann denkt erst recht niemand an Rückkehr. Aber wir fahren jedes Jahr dorthin, viele Verwandte väterlicherseits sind dort geblieben. Wenn dort keine Verwandten wären, würden wir bestimmt nicht hinfahren, sondern eher zur Erholung ans Meer, nach Spanien oder Italien...

Zu Hause habe ich Deutsch als Fremdsprache gelernt, und es hier zu lernen, war einfach; für meine Verwandten war es natürlich viel schwieriger, besonders für meine Mutter. Mit der Schule hatte ich großes Glück, ich kam in eine tolle Klasse. Ich habe mich überhaupt nicht wie eine Außen-



Kosak und Kosakin mit Balalaika

seiterin gefühlt. Außer mir war noch ein Mädchen aus Russland in der Klasse. Wir wurden sehr gut aufgenommen. Das Lernen fiel anfangs sehr schwer, doch die Lehrer haben uns geholfen und allmählich haben wir uns eingewöhnt. Ich habe in Thüringen Abitur gemacht und will mich an der Universität in Regensburg einschreiben, um meiner Freundin Gesellschaft zu leisten.

Zu Hause sprechen wir Ukrainisch, manchmal auch Deutsch. Die beste Freundin meiner Mutter ist Russin, die Freunde meines Vaters ebenfalls, in der Arbeit kommt er mit Deutschen zusammen. Meine Eltern führen ihr tägliches Leben natürlich auf ihre eigene Art – auf eine ukrainische. Das zeigt sich in erster Linie im Essen, im russischen Fernsehen,



Nationaltypisch bemaltes Holzgeschirr

den Feiertagen, ja in allem ... Weihnachten feiern sie auf beide Arten, Ostern auch. Ich gehe hier nur selten ins russische Geschäft; das Einzige, was mir sehr fehlt, das ist russischer Quark. Außerdem unsere Kondensmilch, Prjaniki (Gebäck), Schmalzkringel, Sprotten ... Ich selbst koche zu Hause nur selten Borschtsch, meine Mutter aber öfter, meinem Vater zuliebe.

Insgesamt fühle ich mich nicht recht als Deutsche. Das drückt sich wohl im Denken, im Benehmen und in den Ansichten aus. Doch wenn ich in der Ukraine bin, fühle ich mich nicht ganz als Ukrainerin. In zwei Ländern zu leben, das ist schwierig. Als wir noch dort wohnten, waren alle Freunde und Verwandten in der Nähe, alle besuchten einander, man musste sich nicht vorher telefonisch absprechen. Es gab immer etwas zu Essen im Haus und etwas zum Plaudern. Hier ist das überhaupt nicht so. Und sogar jetzt, wo wir doch diese schreckliche Krise im Land haben, sind noch alle Restaurants ständig überfüllt, auch Schönheitssalons.

Die Frauen sind dort anders, sie hungern lieber den ganzen Monat lang und gehen dafür zur Maniküre, zur Pediküre und zum Friseur. Die Einstellung der Männer gegenüber Frauen ist grundverschieden. Ein typischer ukrainischer Mann ist ein Gentleman – auf den ersten Blick. Er fährt zum Beispiel ein ganz tolles Auto, für das er Schulden gemacht hat, wohnt aber noch bei seiner Mutter in einem renovierungsbedürftigen Plattenbau. Alle bemühen sich, möglichst wohlhabend auszusehen, tragen viel Gold, ja ganze Goldgehänge um den Hals, und Pelze ... hier ist eher das Gegenteil der Fall. Diese Protzerei ist in Deutschland unbeliebt, allen ist es egal, was andere von ihnen halten, es gibt keinen Neid. Als ich hierherkam und sah, dass ein Paar in Restaurants getrennt bezahlt, dachte ich: „Ein Albtraum!“ Bei uns ist es üblich, dass immer der Mann bezahlt. Um ehrlich zu sein, gefällt mir das inzwischen: keiner bleibt jemandem etwas schuldig. Das ist doch angenehm.

Es gefällt mir, dass hier alles ehrlich abläuft; bei uns herrscht Korruption, Kinder fahren ohne Führerschein mit dem Auto zur Schule, und an eine Universität kommt man nicht einfach so. Hier herrscht Ordnung und man hält sich strikt daran. Als wir übergesiedelt sind, war alles unter Kontrolle, man wusste, wer kommen wird, wie viele Personen, es gab Listen. Jetzt weiß man nicht mehr, wer da kommt und woher. Als wir angekommen sind, waren alle sehr dankbar, hier sein zu dürfen, dass alles zur Verfügung gestellt wird. So etwas gibt es jetzt, glaube ich, nicht mehr: es sieht so aus, als *müsste* man sie (Flüchtlinge) aufnehmen und ihnen helfen. Leider scheint es so, als würden viele diese Hilfe gering schätzen, sie tun nicht einmal so, als wären sie dankbar, sie bemühen sich nicht um Anpassung. Manchmal bekommt man das Gefühl, als wären nicht sie bei uns, sondern wir bei ihnen zu Gast. Das Problem ist: es sind sehr viele, sie sind immer in Gruppen unterwegs und unterhalten sich in fremden Sprachen. Das Gefühl der Sicherheit ist mir abhandengekommen.

Früher bin ich gegangen, wohin und wann ich wollte, ohne mir große Gedanken zu machen. Vor kurzem bin ich mit dem Zug aus Regensburg herausgefahren, und es stiegen ungefähr acht Fremde ein, die Frauen waren völlig verhüllt; da kam mir der Gedanke: „Wohin soll ich laufen, wenn ...?“ Wir sind das nicht gewohnt, mir wurde angst und bang, besonders nach den jüngsten Anschlägen.

Ich weiß ganz sicher, dass mein künftiges Kind Russisch lernen wird, wer auch immer mein Mann sein wird. Das ist sehr wichtig! Es ist doch Teil der Kultur und Mentalität der Mutter. Ich sehe oft Leute, die seit frühester Kindheit hier sind und nicht Russisch gelernt haben; in der Heimat können sie sich dann nicht einmal mehr mit ihren Großeltern unterhalten.

I

ch muss im Jahr 2009 beginnen, als ich für ein halbes Jahr Erasmus-Studentin in Dresden war. Deutschland gefiel mir gut und ich erfuhr dort von den Ost-West-Studien in Regensburg und wollte dort für den Master hin. Nach der Zeit in Dresden kehrte ich nach Hause zurück, schloss mein Studium ab, arbeitete ein Jahr. Ich entschloss mich, erst einmal als Au-pair nach Regensburg zu gehen. Ich dachte keineswegs daran, dort zu bleiben; ich war mir sicher, dass sich nach dem Studium viele Perspektiven auftun würden und ich mir dann aussuchen könnte, wo ich leben und arbeiten könnte.

Mein Vater wollte mich nicht nach Deutschland lassen, es war fast eine Flucht. Natürlich, es war schon schrecklich. Ich erinnere mich noch an das Flugzeug von Irkutsk nach Moskau, ich habe sogar geweint, aber das verging später wieder. Mir war klar, dass ich meine Verwandten lange nicht sehen würde, und

ich war ganz durcheinander von der Aussicht, bei einer fremden Familie zu leben. Doch ich hatte ein Ziel: das Studium in Regensburg, und das hat geholfen, sonst wäre ich bestimmt schon in Moskau ausgestiegen und umgekehrt. Es ist schon hart, dass ich meine Eltern so selten sehe, zumal sie

Swetlana, 28 Jahre

***2011
aus Irkutsk***

ja jetzt eine Enkelin haben, die sie auch kaum zu Gesicht bekommen, doch ich glaube, dass sie sich für mich freuen.

Ich hatte einen kleinen Koffer und eine Tasche dabei, hauptsächlich Kleidung, und eine Ikone, eine ganz kleine; ich weiß nicht einmal mehr, woher sie stammt, ich habe sie einfach immer schon bei mir. Auch Geschenke hatte ich dabei. Ich nahm einen goldenen Ring von meiner Schwester und ein kleines Kruzifix von meinem Bruder mit. Ich wollte auch den Bären mitnehmen; ich hatte so einen kleinen Plüschteddy, der mir sehr ans Herz gewachsen war, aber als mein Neffe zur Welt kam, habe ich ihm den Bären geschenkt. Es macht keinen Sinn, noch mehr Dinge mitzunehmen; ich wusste, dass ich zurückkehren kann und dass man meine Sachen nicht wegwerfen würde.

Am Anfang lebte ich bei Frankfurt, dort fand ich keine russischen Geschäfte, ich sehnte mich sehr nach Pelmeni und Borschtsch, nach allem sehnte ich mich. Heute koche ich hier im Wesentlichen

russisch. Als ich damals nach Dresden kam, da kam es mir vor, als wäre das überhaupt eine andere Welt, ein anderer Planet. Mir gefiel alles wahnsinnig, es war wie im Märchen. Als ich das zweite Mal kam, als Au-pair, war es anders. Durch das Leben in einer fremden Familie fehlte es mir an Freiheit. Als das Programm zu Ende ging und das Studium begann, kam die Freiheit zurück. Meine Haltung gegenüber Deutschland veränderte sich ebenfalls. Früher hatte ich jemanden, der mir bei allen Dokumenten und Papieren half, doch später musste ich alles selbst machen, da begann ich das deutsche Leben von Innen kennenzulernen. Die Bürokratie war nicht sehr angenehm, für alles brauchte man ein Formular. Dafür gab es keine Schlangen wie in Russland, hier kommt man immer zur vereinbarten Zeit an die Reihe.

Ich glaube, dass es in Russland schwieriger wäre, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Die Männer werden dort zu sehr verhätschelt. Und die Auswahl ist hier größer. Mein Mann ist Russland-





deutscher, einerseits hat die gemeinsame Kultur geholfen sich anzunähern, wobei wir uns die ersten Monate absolut nicht verstanden haben, obwohl wir die gleiche Sprache sprechen – wir sahen die Dinge aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. Ich kann nicht sagen, dass er Russe oder Deutscher ist, obwohl er sich selbst als Russe fühlt. In politischen Fragen steht er eher auf der russischen Seite, doch er wäre nicht damit einverstanden, dorthin zu ziehen; er war noch nie in Russland.

Ich merke, dass ich mich in Deutschland verändere, aber ich kann nicht genau sagen, wie. Es sind Veränderungen im Charakter: im Vergleich zu Russland kommt es hier generell nicht zu Konflikten und ich habe verlernt zu streiten. Fernsehserien sehe ich mir auf Russisch an, Nachrichten manchmal auf russischen und manchmal auf deutschen Kanälen. Ich glaube weder den russischen noch den deutschen Nachrichten, Zensur gibt es hier wie dort.

Mein Mann und ich sprechen mit unserer kleinen Tochter Russisch. Ich will, dass sie mit mir nach Russland fährt und sich mit meinen Eltern unterhalten kann. Was die russische Kultur betrifft... Essen ist klar, russische Märchen auch, ich selbst liebe sie, aber was den Rest angeht – da weiß ich nicht, das wird von ihr abhängen. Wenn sie nicht Russisch lernen will, dann werde ich sie nicht dazu drängen.

Was mich an Deutschland am meisten enttäuscht hat? Wohl die Zweideutigkeit. Über deutsche Politik zu sprechen, finde ich schwierig; sie wird wohl weitgehend von den Amerikanern diktiert. Ich bin auch gegen Putins Politik. Innenpolitisch funktioniert rein gar nichts; er ist eher darauf bedacht, sich nach Außen als stark zu zeigen. Doch niemand spricht darüber, wie es den Rentnern in Russland geht.

Als ich hierher kam und mit Emigranten verkehrte, kam bei mir keine große Lust auf, mit ihnen näher bekannt zu

werden; das sind vollkommen andere Menschen, die sich zwar Russen nennen, aber in Wirklichkeit irgendwo in der Mitte hängen geblieben sind. Mir kommt es vor, als besäßen viele Emigranten, die schon lange hier leben, weder Antrieb noch Ehrgeiz. In der Heimat kannten sie ein solches Leben nicht, und nun, da sie hier sind, haben sie keine Vorstellung von den schulischen und beruflichen Möglichkeiten, die Deutschland bietet.

Das Heimweh wird immer schwächer. Manchmal wünscht man sich die russische Freiheit, dort gibt es nicht so viele Einschränkungen. Hier hat man sogar Angst, bei Rot über die Ampel zu gehen, wenn kein Auto kommt. Dort könnte ich das einfach machen. Oder in einem Springbrunnen baden... hier gibt es sehr viele Verbote und Gesetze, die wir bei uns nicht haben. Anfangs fühlte ich mich immer wie in einem Käfig gefangen.

Ein Hauptgrund für meine Übersiedlung war die Sicherheit. In Deutschland konnte ich zu jeder beliebigen Tag- und Nachtzeit auf die Straße gehen und mich darauf verlassen, dass mich niemand anrührt. In letzter Zeit, mit der neuen Politik, hat sich das stark geändert. Ich habe Angst auszugehen, ich spüre als Mädchen die Blicke auf mir. Ich sitze bis zwölf Uhr nachts in der Unibibliothek und bin fast die einzige Frau, die nach zehn Uhr noch bleibt; das war nicht immer so. Ich habe den Eindruck, dass das seit ‚Köln‘ so ist.





Meine Großeltern verstanden sich als Deutsche. Sie wollten hierher ziehen, zudem waren unsere Verwandten schon hier. Damals wurden die Grenzen geöffnet, alle reisten aus. Als die Sowjetunion zerfiel, war es schlecht mit der Arbeit. Meine Eltern arbeiteten, verdienten aber kein Geld. Wir haben nichts mitgenommen, nur Kleidung und Besteck für die erste Zeit. Zunächst kamen wir in ein Lager, um Papiere auszufüllen, nach einer Woche in ein anderes. Wir beantragten, nach Bayern zu kommen, weil dort Verwandte lebten. Danach schickte man uns nach Nürnberg, wir wohnten dort zwei Wochen im *Heim*. Als alle Papiere

ausgestellt waren, zogen wir nach Regensburg. Wieder in eine russische Unterkunft für Spätaussiedler. Wir lebten dort fast ein Jahr, meine Eltern lernten Deutsch und wir gingen gleich zur Schule.

In der Unterkunft lebte die ganze Familie in einem Zimmer, zu siebt. Küche und Toilette wurden auf der Etage gemeinschaftlich genutzt. Im *Heim* in Regensburg gaben sie uns schon zwei Zimmer. Wir lebten normal, einträchtig, Streit gab es nie. 90 Prozent kamen aus Kasachstan. Nie prügelte sich jemand, es gab überhaupt keine Probleme, die Polizei musste nie kommen, nicht so wie jetzt, wo alle hierherkommen, die

Alexander, 32 Jahre

***Ausreise 1996
über die Ukraine
aus Kasachstan***

Flüchtlinge, und mit ihnen mehr Polizei ... Mit uns war das nicht so, solche Probleme gab es nicht.

Als wir ankamen, stießen wir schon auf Feindseligkeit, wurden angepöbelt – sowohl von Kindern als auch von Erwachsenen. Sie sagten, wir kämen nur wegen des Geldes: es gab Gerüchte, dass jeder 15.000 DM bekomme, aber das war falsch. So wie man heute über die Flüchtlinge redet, so hat man auch über uns geredet, nur dass es mit uns nicht so viele Probleme gab. Natürlich war man unzufrieden, weil von 1994 bis 1997 Tausende kamen, die Lager überfüllt waren und man nicht wusste, wohin mit den Leuten.

Wir hatten Glück, mit uns kamen nicht so viele an. Bis 1997 konnte man sich das Bundesland und die Stadt selbst aussuchen. Wir erhielten zwar Unterstützung, aber nicht viel, es reichte gerade so fürs Essen, sodass sich mein Vater sofort eine Stelle suchte, damit wir Geld hatten. Dann haben wir eine Wohnung gemietet und wohnen dort nun schon seit zwanzig Jahren.

Ich war 12 Jahre alt, als wir übersiedelten und kam hier sofort in die sechste Klasse. Es war eine Schule für russische Kinder. Dort hatten wir Deutsch und alle übrigen Fächer. In unserer Klasse waren zwanzig bis dreißig Schüler, alle Russen. Im Deutschunterricht gab es Stufen von E1 bis E4. Sobald man Deutsch gut beherrschte, wurde man in die nächsthöhere Stufe versetzt. Schließlich kam man in eine Klasse mit deutschen Kindern.

Wir waren kleine Kinder, ich erinnere mich kaum. Natürlich war es schwer, weil wir keine Freunde hatten und alles neu war. Ich wuchs praktisch nur mit russischen Kindern auf: mit anderen spielten wir nicht, weil wir ihre Sprache nicht verstanden. Aber mit den Jahren wurde es besser. Wir wurden damals aufgeteilt: russische Kinder und deutsche Kinder extra. Auf dem Schulhof war es fast genauso: jeder stand in seiner Ecke, wir verstanden sie ohnehin nicht und sie uns auch nicht. Aber nach einem Jahr ging ich bereits auf eine andere Schule. Ich war der einzige Russe in der Klasse. Ich musste also Deutsch reden. Ich musste mich auch prügeln. Wenn du

alleine bist, wirst du natürlich schikaniert. Nach der zehnten Klasse begann ich zu arbeiten. Ich schloss eine *Ausbildung* ab und lernte noch besser Deutsch. Ja, natürlich war die erste Zeit schwer, ein Jahr, zwei, drei ... Aber dann habe ich mich eingelebt und jetzt ist es normal, mich stört nichts mehr. Ich beendete meine Lehre, fing an zu arbeiten, heiratete, und wir bekamen eine Tochter.

Jetzt sind die Hälfte meiner Bekannten Deutsche und die andere Hälfte Russen. Bei meinen Eltern ist es auch so: In der Arbeit sind es Deutsche, und zu Hause russische Freunde. Feiertage feiern wir die deutschen, aber auch die russischen; Weihnachten und Ostern feiern wir zweimal. An den Feiertagen decken wir den Tisch auf russische Art. Wir essen natürlich Borschtsch. Hier haben uns Verwandte geholfen, eigentlich alle. Das Land ist ein Sozialstaat, hier wird man nicht einfach auf die Straße gesetzt. Mir gefällt es hier. Ich kam mit meinen Eltern hierher, und ich habe alles bekommen, es gab Essen, saubere Bettwäsche, was braucht ein Kind mehr?

Mein Vater hatte hier schon nach einem halben Jahr Arbeit, meine Mutter lernte noch Deutsch, sie fand erst ein Jahr später eine Stelle. Nun, wir haben eine Wohnung bekommen, mein Vater arbeitete zu dem Zeitpunkt noch im russischen *Heim*. Meiner Mutter gefiel es hier, aber mein Vater tat sich schwer, weil er kein Deutsch konnte und in seine Heimat wollte. Jetzt möchte er nicht mehr zurück.

Die neuen Auswanderer und Flüchtlinge tun mir nichts, sie stören mich nicht. Solange sie mich nicht schlagen, ist es mir egal, wer hier lebt. Wenn sie sich hier wohl fühlen, dann sollen sie hier leben, wenn nicht, dann kann ich nicht helfen. Es ist ihre Entscheidung, nicht meine.

Zurück möchte ich nicht. Was soll ich dort? Ich kenne dort niemanden. Ich weiß nicht, welches Land meine Heimat ist. Hier fühle ich mich bislang wohl. Fühle ich mich als Deutscher oder Ukrainer? Ja, zur Hälfte, obwohl: weder noch. Ich fühle mich normal. Als Mensch, nicht als Nation. Wenn sich jeder vor allem zu einer Nation zugehörig fühlen würde, dann gäbe es Krieg, und kein Leben.

W

ie lebt man
als Emigrantin?

Das ist eine zweischneidige Sache. Viele Emigranten leben hier sehr ähnlich. Für unsere Kinder sind wir hier eigentlich nur der Mistdünger; wir haben sie hierher gebracht, damit sie sich selbst verwirklichen können. Man gilt natürlich nicht gerne als Dung, doch sie wissen ja: ‚Frauen gehen putzen, Männer liefern Pizzen‘. Für viele ist das ein Abstieg, zumal viele eine höhere Schulbildung haben, die in der Sowjetunion nicht schlecht war. Meine russischsprachige Freundin aus Estland zum Beispiel bäckt hier Pizzen, so wie ihr Mann, der Kern-

Taissia, 57 Jahre

***1995 als Jüdin aus
Sankt Petersburg
umgesiedelt***

physiker ist. Den Kindern geht es in der Regel gut, doch wir sind nur der Dung. Wir schmoren im eigenen Saft. Natürlich arbeiten manche weiterhin in ihren Berufen. Ein Arzt, den ich kenne, hat es zum Chefarzt gebracht. Alles hängt davon ab, wie hartnäckig man ist. Oder wie träge.

Wir schauen hier russisches Fernsehen, kein deutsches. Jetzt gerade habe ich übrigens Putin auf dem Bildschirm. Deutsch lernen wir nicht, außer der Alltagssprache. Manchmal denke ich, wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, hätte man hier viel machen können. Aber bei der Übersied-



lung kam es mir so vor, als sei ich schon alt und als wäre dies bereits alles gewesen. Ja, und die Trägheit ... Wenn ich wüsste, wie alles wäre, wenn wir nicht ausgewandert wären. Wir haben Sankt Petersburg ja 1995 verlassen, zu einer schrecklichen Zeit: die Kriminalität, diese Typen in himbeerfarbenen Sakkos, Tschetschenien ... und unser Sohn war gerade sechzehn, er hätte zum Krieg in Tschetschenien eingezogen werden können.

Wir haben im Handel gearbeitet. Nachdem mein Mann aus der Fabrik entlassen worden war, wurde er bald Geschäftsführer; ich war seine Stellvertreterin. Bei der Privatisierung wurde das Geschäft aufgekauft, wir fanden keine Arbeit und dachten ans Auswandern. Sicher hat auch der Herdeninstinkt dazu beigetragen; alle sind damals weg. Wir wollten um jeden Preis weg, tot oder lebendig. An eine Einreise nach Israel verschwendeten wir keinen Gedanken, wir wollten nach Deutschland: der europäischen Kultur fühlen wir uns doch näher.

Sachen haben wir nur ganz wenige mitgenommen. Meine Freundin, die Ärztin, hatte bei der Ausreise fast ganz Estland dabei, einen ganzen Reisebus voll. Wir aber hatten zu viert einen alten gelben Koffer, ich glaube, aus Holz. Ich weiß nicht einmal mehr, woher wir ihn hatten. Einen kristallinen Kronleuchter haben wir mitgebracht; der hängt noch heute bei uns und sieht recht nett aus, finde ich. Dann habe ich noch einen Satz neuer Töpfe mitgenommen, an den ich durch Beziehungen gekommen war; sie waren schwer zu bekommen und zum Wegwerfen zu schade. Ich benutze sie immer noch. Und noch ein elegantes Sankt Petersburger Tafelservice im Kobaltnetz-Dekor, das steht im Wohnzimmerschrank, für besondere Anlässe. Alles andere haben wir zurückgelassen: Bücher, Möbel, wertvolle Kristallgläser ...

Als wir dann ausgewandert sind: das ist eine Geschichte für sich, ein regelrechter Zirkus! Wie in der „Masken-Show“ (Маски Шоу, beliebte russische Unter-

haltungssendung). Ich hatte einen türkisfarbenen Mantel an, der mir um drei Nummern zu groß war, Leggings und Lederstiefel. Wir kamen am Münchner Flughafen an, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, holten unser Gepäck ab und wussten nicht, an wen wir uns weiterwenden sollten. Wir mussten irgendwie nach Nürnberg kommen; niemand hatte uns erwartet. Mein Mann verließ den Zollbereich, um sich ein wenig umzusehen und kam nicht mehr zurück. Unser Ältester folgte ihm und kam auch nicht mehr zurück – und ich bin dagesessen und habe geheult. Diese schreckliche Hilflosigkeit! Um ein Haar hätten sie meinen Mann zurückgeschickt: aus irgendeinem Grund dachte man, er hätte einen Rückflugschein, so dass er zum Flieger nach Sankt Petersburg geführt wurde. Doch ging alles glücklich aus. Wir nahmen uns ein Taxi – ich war entsetzt über den Preis: die hundert Mark rechnete ich im Geiste gleich in Rubel um.

In der ersten Zeit standen wir natürlich unter Schock. Wir wurden in den Grundig-Türmen untergebracht – einem riesi-

gen Gebäudekomplex: Von dort wurden die Spätaussiedler auf die Städte verteilt. Dort gab es Etagenbetten. Um sechs Uhr morgens tönte es „*Achtung! Achtung!*“ aus dem Lautsprecher. Das kam einem wie im Konzentrationslager vor. Ein alter Mann wurde sogar hysterisch: Er hatte den Krieg erlebt und fühlte sich an das Ghetto erinnert. Wir wurden in Straubing untergebracht. Ursprünglich wollten wir nach München, aber wir haben hier Wurzeln geschlagen. Wir wohnen schon 21 Jahre hier. Die Zeit ist verfliegen, als wäre es ein einziger Tag.

Mit der Arbeit war es nicht so einfach. Vor ein paar Jahren bin ich bei „Schlecker“ untergekommen, habe Waren einsortiert und bin an der Kasse gesessen, konnte aber dann nicht bleiben. Meine Sprachkenntnisse reichten nicht. Es war sehr schwierig, mit den Kunden zu kommunizieren, besonders wenn sie Bairisch sprachen. Jedes Mal, wenn ich zur Arbeit fuhr: Unwohlsein, Stress, Nervosität – es war fürchterlich. Alles in allem bin ich den Weg des geringsten Widerstands gegangen und wurde Reinigungskraft.

Wir sind also „um eines besseren Lebens willen“ ausgewandert. Zu Hause habe ich die chemisch-technische Hochschule abgeschlossen und habe immer gern im Handel gearbeitet ...

Mit dem Herzen bin ich ganz in Sankt Petersburg zu Hause. Jedes Jahr fahre ich dorthin. Ich kann es gar nicht erwarten. Ich träume davon, gleichzeitig hier und dort zu leben. Dort kann ich nämlich Kraft tanken. Als ich zum letzten Mal dort war, ging ich auf den Newskij-Prospekt und dachte: „Warum bleibe ich nicht hier?“ Man lebt nur einmal und ich wohne nicht da, wo ich möchte. Das Leben in Deutschland bietet viele Vorteile, doch mein Herz ist dort. Wenn ich in der Heimat bin, dann habe ich das Gefühl, dass all das nur ein Traum ist, dass es mein Leben in Deutschland gar nicht gibt, als wäre ich nie fortgegangen. Es fühlt sich wie eine Persönlichkeitsspaltung an. Obwohl ich auch hier schon viele gute Freundinnen habe, die Russisch sprechen. Die Ärztin aus Estland hat hier eine tolle Arbeit gefunden, wenn

auch nicht ganz auf ihrem Fachgebiet: als Dolmetscherin begleitet sie Patienten bei Arztbesuchen.

Die Deutschen verstehe ich gut. In unserer Firma arbeiten vor allem Frauen, klar kommt es da regelmäßig zu Intrigen. Aber wir verstehen uns gut. Trotzdem kann ich mich irgendwie nicht richtig ausdrücken, mich durch Worte verwirklichen: Man will einen Gedanken oder ein Gefühl ausdrücken und schafft es nicht. Trotzdem gehe ich gerne zur Arbeit, das ist ein Fitnesstraining, für das ich auch noch bezahlt werde.

Es ist schwer, den Mentalitätsunterschied in Worte zu fassen. Er besteht jedenfalls. Ich habe eine Vorgesetzte, die eine Art Freundin ist: sie ist sehr freundlich zu mir. Doch einmal ging es mir schlecht, ich begann zu weinen – sie hat überhaupt nicht nachgefragt und arbeitete schweigend weiter. Sie wollte sich nicht in mein Leben einmischen. Wir unterscheiden uns sicher in Vielem; für uns ist etwas normal, für sie aber nicht.

*Teeservice Dekor Kobaltnetz
(Lomonossow-Porzellan Sankt Petersburg)*





In Russland hatten wir eine Datscha. Ich bin ein Stadtmensch, doch für meinen Mann ist das Land wichtig. Auf einem Grundstück, das vorher eine Müllhalde gewesen war, hat er mit unserem Sohn ein Häuschen gebaut. Das wollte er hier auch tun. Wir haben ein 500 Quadratmeter großes Grundstück mit einem netten alten Häuschen gekauft. Ein Kirschbaum war da, alles andere hat mein Mann gepflanzt. Jetzt haben wir dort Rote Bete, Karotten, Radieschen, Erdbeeren, Himbeeren, schwarze und rote Johannisbeeren und Stachelbeeren. Die Datscha ist für ihn ein Refugium.

Im Großen und Ganzen gleicht ein Tag dem anderen. Einmal in der Woche gehe ich mit Freundinnen ins Café, dort kennt man uns schon. Ich kenne Emigrantinnen, die in warme Länder reisen, die aktiv an Veranstaltungen teilnehmen – ich nicht. Am Anfang, als wir gerade erst angekommen waren, sind wir sehr viel gereist. Die jüdische Gemeinde und die russische Bevölkerung der Stadt organisieren viele Ausflüge. Ich habe viele Städte in ganz

Europa besucht. Besonders hat mir Paris gefallen. Als wir zum ersten Mal dorthin fahren, konnte das keiner begreifen – es war einfach unglaublich! Regensburg gefällt mir sehr, mehr als München. Bei uns ist es natürlich besser für Kinder und alte Menschen – es erinnert mich an unsere alte Küche in Sankt Petersburg: sechs Quadratmeter; von dort aus konnte man jede Ecke der Wohnung mit dem Arm erreichen. Es gibt hier zwei russische Lebensmittelgeschäfte. Die mag ich nicht besonders, ich bevorzuge die deutschen, dort schmeckt es mir besser. Nur manchmal hole ich Quark. Wir kochen das, was wir gewohnt sind: unsere traditionellen Suppen, Pelmeni, wie alle anderen auch. Ich kann mir nicht vorstellen, zu Hause traditionelles bayerisches Essen zu kochen.

Wir fühlen mit Russland und lehnen die Voreingenommenheit gegenüber dem Land ab. Unsere Emigration – es ist ja keine Schande, das einzugestehen – hat uns ein leichteres Leben ermöglicht. Beruflich waren wir nicht erfolgreich.

Unsere Kinder und Enkel konnten dank der Auswanderung fast alle studieren und haben eine gute Arbeit bekommen. Mein Sohn mag seine Arbeit. Beim Lebensstandard haben wir nach der Emigration nur gewonnen. Ich kann mich darauf verlassen, dass wir nicht eines Tages ohne ein Stück Brot und ohne Dach überm Kopf dastehen. Wir können so leben, wie es uns gefällt: wir haben russische Bücher, russisches Fernsehen, eine russische Zeitung und einen russischen Bekanntheitskreis, der einen aufbaut. Er ist sogar größer als damals in Sankt Petersburg. Auf nichts mussten wir verzichten. Doch wo man geboren ist, dort passt man am besten hin.

Ich bin ganz ehrlich: Wir sind diesem Land sehr dankbar. Das sehen viele so. Es hat uns aufgenommen, mit allem Notwendigen versorgt, uns geholfen, wir haben eine Wohnung und alles, was man braucht. Damals wurden sogar Rentner aufgenommen, die hier nicht gearbeitet haben. Diese Leute sind Deutschland sehr dankbar! Obwohl es auch die gibt, die auf

großem Fuß leben und trotzdem schimpfen. Deutschland tut wirklich sehr viel für Auswanderer.

Aber die Welle der Auswanderung, die wir jetzt haben ... Deutschland zerstört sich selbst, wir machen uns Sorgen wegen der Islamisierung, der Zerstörung der toleranten Gesellschaft. Viele kommen nicht wegen des Krieges hierher, sondern wegen des Wohlstands. Wir bewahren unsere eigene Kultur und schätzen die deutsche sehr. Wenn man hierherkommt, dann muss man die hiesigen Regeln und Gesetze beachten.

D

ie ersten Lebensgeschichten unserer Emigranten hörte ich direkt nach der Ausreise nach Deutschland. Diejenigen, die, so wie ich damals, erst vor kurzem angekommen waren, teilten mir frische Emotionen und neue Eindrücke mit. Diejenigen, die schon lange hier waren, vermittelten mir eine Art „militärischer Grundausbildung“, erzählten von erstaunlichen Unterschieden in Mentalität, Ordnung und Gesetzgebung, warnen vor verschiedenen „Gefahren“ und „Fallen“. Ich war jedes Mal verwundert und erzählte anderen Landsleuten davon. Gott

Evgeniya Maevski

***Gesprächseindrücke
einer Betroffenen,
2011 aus Moskau
umgesiedelt***

behüte sie davor, jemandem den falschen Finger zu zeigen oder irgendwie verkehrt zu winken! Und wirklich, anfangs wird Einem schwindlig von all den „Verboten!“-Schildern ringsherum. Man hat Angst davor, von der hiesigen Gesellschaft nicht angenommen, schlimmer noch, ausgestoßen zu werden.

Natürlich werden unter vier Augen viele aufrichtige, gar schockierende Geschichten erzählt: über das Leben in der Heimat, die Eltern, die Ausreise, den Kulturschock und die in Deutschland überstandenen Schwierigkeiten, manchmal auch über Freudiges. Trotzdem

sind diese Geschichten so persönlich, so intim, dass sie den Rahmen unseres vertraulichen Gesprächs nicht verlassen dürfen. Viele möchten einfach das so Persönliche keinem größeren Publikum mitteilen. Vielleicht zielen ihre Geschichten auch nur auf ihresgleichen? Ein Gesprächspartner meinte: „Wer sind wir denn, dass man über uns schreibt?“

Vor kurzem haben mir ganz verschiedene Emigranten von ihrem Schicksal erzählt. Sie kamen aus verschiedenen Gegenden der Sowjetunion. Jeder hatte seine eigenen Gründe für die Emigration. Alle sprechen Russisch – wie auch in der UdSSR, als die „große und mächtige russische Sprache“ (I. S. Turgenjew) noch alle Völker einte. Sie alle haben Außergewöhnliches erlebt, und doch gleichen sich ihre Schicksale. Danach und nach Dingen aus der Heimat muss man nicht lange suchen. Ihr Alltag ist unverkennbar, sei es die landestypische Küche, seien es russische Bücher und Fernsehen oder Andenken aus der Heimat auf den Regalen deutscher Wohnungen, von kleinen Ikonen bis zum Tafelgeschirr.

Alle Emigranten berichten von einem anfänglichen Schock durch die ungewohnt strengen Regeln, unverständlichen Gesetze und bürokratischen Irrgärten. Das führte zu sozialer Isolation. Familien gründet man oft im eigenen Umfeld. Das Verhalten der Deutschen zum anderen Geschlecht versteht man nicht. Frauen bezahlen hier nach einem Rendezvous im Restaurant das von ihnen Konsumierte selbst... Ein Bekannter erzählt, wie er einmal daran scheiterte, eine Deutsche näher kennenzulernen. Sogar das Brot wollte sie getrennt bezahlen. Das trifft unsere Männer schwer in ihrem Stolz; die Europäerin von heute ist ihnen allzu emanzipiert. Eine Bekannte etwa konnte nicht länger mit ihrem ausländischen Mann zusammenleben, weil er es nicht zuließ, dass das Kind mit grüner Jodtinktur eingerieben und mit Tabletten versorgt wurde, die sie aus Russland mitgebracht hatte. Er weigerte sich außerdem, für das Kind die russische Staatsbürgerschaft zu beantragen.

Männer und Frauen erzählen ihre Geschichten in den Gesprächen ganz unterschiedlich: die Frauen möchten, dass man ihnen zuhört, erzählen mit glänzenden Augen, ohne ihre Gefühle zu verbergen. Ein solches Gespräch kann ein paar Stunden dauern. Die Männer blockten sofort ab. Emigranten aus Russland und der Ukraine teilten ihre Geschichten eher mit mir, Spätaussiedler aus Kasachstan waren dazu hingegen weniger bereit. Vielleicht spielt die verlassene Heimat für einige keine so große Rolle, obwohl sie häufig in russischsprachigen Kreisen verkehren. Trotz langer Jahre in der Heimat ihrer Vorfahren und trotz deutscher Pässe gestaltet sich die Frage „Wer sind wir?“ für die meisten Spätaussiedler recht schwierig. Nicht alle versuchen eine Antwort auf die Frage zu finden: „Wer bin ich?“

Für viele bildet die Zukunft der Kinder das Hauptmotiv für die Übersiedlung, gebe es doch in der Heimat keine Zukunft. Taissia beschreibt die erste Generation von Einwanderern mit den

Worten: „Wir sind hier der Mistdünger für unsere Kinder“. Emigration ist demnach eine eigene Art sich zu opfern. Ausflüge in die Heimat haben etwas Sakrales, sind eine geistig-seelische Angelegenheit: dort herrscht eine völlig andere Aura, eine andere Stimmung, eine andere Art Freiheit. Taissia meint: „Dort atme ich auf, dort lebe ich“. Jede Fahrt in die Heimat birgt Freude und Schmerz zugleich. Viele würden gerne zurückkehren, aber hier herrscht Sicherheit, Vertrauen in das Morgen und medizinische Versorgung: Wenn man doch nur in beiden Ländern leben könnte...

Das Thema Sicherheit ist hoch aktuell. Die gegenwärtige deutsche Einwanderungspolitik beunruhigt russische Emigranten zutiefst. In ihren Worten spüre ich Angst um die europäische Kultur und ihre Werte, um die tolerante Gesellschaft, die Zukunft ihrer Kinder, und die Furcht vor Terrorismus. Sie verbindet sich reflexartig mit dem Zustrom von Flüchtlingen und führt zu Panikattacken beim Anblick einer Burka. Dieses Gefühl kenne auch ich sehr

gut. Ich habe in Moskau gewohnt, als es dort zu fürchterlichen Attentaten kam. Nicht nur einmal sprang ich vor meinem Zielbahnhof voller Panik aus der Metro. Ich flüchtete vor verdächtigen herrenlosen Taschen und Paketen. Fast allen ging es damals so. Mit der Ausreise nach Deutschland verlor sich die Angst – man hätte sich gewünscht – für immer.

Am Ende unserer Gespräche unterstrichen alle ihre Dankbarkeit gegenüber Deutschland. Dieses Land habe sie aufgenommen, als das heutige Russland, die Ukraine, Belarus und andere ehemalige Sowjetrepubliken ihre schwersten Krisen durchlebten. Deutschland habe sie großzügig mit allem Notwendigen ausgestattet, ja gewissermaßen gerettet. Alle meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner sagen Deutschland „Danke!“.

Impressum

Herausgeber

Sprecher des Direktoriums

Adresse

Bildquellen

Übersetzung

Grafische Gestaltung

Spendenkonto Europaeum.

Staatsoberkasse Bayern in Landshut

Bayerische Landesbank München

BIC-Code: BYLADEMM

IBAN: DE42 7005 0000 0001 2792 76

zu Gunsten 1521/720154

EUROPAEUM.

OST-WEST-ZENTRUM
DER UNIVERSITÄT REGENSBURG

Europaeum.

Ost-West-Zentrum

der Universität Regensburg

Prof. Dr. Walter Koschmal

Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg

Privat, Evgeniya Maevski

Cornelius Bäuml, Charlotte Kromer

Klaus Bahringer

Weitere Exemplare der Jahresgabe 2017

können zum Stückpreis von 10,- €
im Buchhandel erworben werden.

ISBN 978-3-9815694-4-5

